

empirischen Ansätzen, die Selbstreflexivität und forschereigene Emotionalität zu ihrem Analysegegenstand erheben, jedoch haftet ihnen immer noch der Vorwurf einer Nabelschau an. Die eigenen Empfindungen, die Vielzahl subjektiver Eindrücke – dazu zählen auch Momente der Irritation sowie die Flüchtigkeit einer Atmosphäre – schreibend zu erfassen, bedeutet meiner Ansicht nach jedoch gerade nicht, sich in der Rolle der Forschenden in den Mittelpunkt zu rücken, sondern vielmehr die Subtilitäten der Interaktionen transparent zu machen, das eigene ›Scheitern‹ offenzulegen und so erweiterte Sinndimensionen aufzuzeigen. Mit ›Scheitern‹ meine ich in dem Zusammenhang all das, was einem Methoden-Lehrbuch widerspricht, häufig als ›Fehler‹ der Forschenden eingeordnet wird und deshalb meist keinen Platz in wissenschaftlichen Publikationen findet. Über den Verlust eines Aufenthaltsstatus zu sprechen, ist keine objektivierbare Tatsachenbeschreibung, sondern knüpft an einen emotionalen Raum aus Angst, Scham, Stolz und normativen Vorstellungen von vermeintlich ›Richtigem‹ und ›Falschem‹ an. Als Forscherin stehe ich diesem Raum nicht losgelöst gegenüber, sondern bin in diesen hineingewoben. Ich muss Teil der Objektivierung sein und dies kann nur in einer Praxis funktionieren, die das Fluide, Vergängliche, das schwer Greifbare jenseits der Darstellung entschlüsselbarer Codes miteinbezieht.

Um die spezifischen Eigenheiten des Performativen herauszuarbeiten, werde ich im Folgenden eine postkolonial informierte Perspektive diskutieren und als eine theoretisch fundierte analytische Stütze vorschlagen, um den performativen Aushandlungsprozess methodisch rückzubinden und strukturelle Machtasymmetrien sowie offene und latente Prozesse der Zuschreibung sichtbar zu machen. Performativität kann jedoch auch im Akt des Lesens entstehen, indem ein Text das erzeugt, von dem er spricht, was noch nicht ist. So kann durch das Einbinden von Interviewpassagen in der Auswertung ein erneuter performativer Prozess losgetreten werden – nämlich im Lesenden (vgl. Fischer-Lichte 2012: 137). Denn das Lesen ist eine visuelle Wahrnehmung, die aufs Engste mit »kognitiven, imaginativen, memorialen und emotionalen Aktivitäten verwoben ist« (Fischer-Lichte 2012: 138). So werde ich nachfolgend die *Performative Social Science* als eine Perspektive diskutieren, die als methodisch fundierte Stütze das performative Potenzial in der Auswertung evokativ freilegen kann.

3. Interviewführung und -Auswertung im machtdiskursiven Raum der Begegnung

Das Interview als Interaktion zu lesen und es als einen Ort der gemeinsamen Sinnkonstruktion zu konzeptualisieren bedeutet, es aus den Fängen der manifesten Datenspuren zu befreien und die Perspektive auf die in Gesprächssituationen inhärenten, vielschichtigen Ebenen zwischenmenschlicher Aushandlungsprozesse zu legen. Jedoch lässt sich das, was sich methodologischer Kontrolle entzieht, nicht methodisch kontrolliert theoretisieren. Um diese Feststellung nicht einer methodischen Beliebigkeit preiszugeben, möchte ich zwei Perspektiven als analytische Stützpunkte vorschlagen, die am Beispiel meiner Forschung helfen sollen, die latenten Bedeutungsgehalte in interaktionalen Aushandlungsprozessen zu versprachlichen und die in Interviewsituationen inhärente Performativität freizulegen. Die durch die Krise der Repräsentation mitun-

ter aufgeworfene und immer noch präsenste Frage nach der (Un-)Möglichkeit einer ›authentischen‹ Darstellung der Stimmen der ›Beforschten‹ hat den Wissenschaftsbegriff immer wieder in Bedrängnis gebracht. Eine postkoloniale Perspektive, die empirisch wirksam werden soll, rekuriert auf eben diese Fragestellung, indem sie das *Wie* der Ergebnisrepräsentation im dominanten Diskurs radikal hinterfragt (Kapitel III. 3.1). Der Ansatz der *Performative Social Science* könnte eine mögliche methodische Antwort darauf sein, da er die Grenzen des wissenschaftlichen Texts herausfordert, indem eine zweite subversive Ebene in den Forschungsprozess miteinbezogen wird, die neue Perspektiven auf Phänomene eröffnen kann, welche in ›klassischen‹ Formaten nicht transportiert werden können (vgl. Ploder 2009: Abs. [49]). Die *Performative Social Science* stellt damit einen Ansatz dar, der postkoloniale Diskurse aufgreifend einer migrationsforschungskritischen und reflexiven Perspektive gerecht wird und der von Andrea Ploder so benannten verspäteten Repräsentationskrise in der Migrationsforschung, welche die ›alten‹ Fragen der ethnologischen Repräsentationskrise erneut stellt (vgl. Ploder 2013: 145), entschlossen entgegnet (Kapitel III. 3.2).

3.1. Eine postkolonial informierte Perspektive als theoretisch fundierte analytische Stütze

Eine postkolonial informierte Perspektive einzunehmen bedeutet, die Effekte des Kolonialismus nicht ausschließlich im ›Woanders‹ zu verorten, sondern genauso Situationen in Deutschland zu adressieren (vgl. Tuidel/Lutz 2018: 106). Auch die Universität ist ein Ort des Privilegs und das Wissen, welches dort produziert wird, wird immer von einem dominanten Standpunkt aus konzeptualisiert, welcher von einer zugrunde liegenden Subjekt-Objekt-Dichotomie geprägt ist (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 7f.). Das heißt auch, »dass Migrationswissenschaft sich selbst nicht als distanziert von dem, was sie analysiert, verstehen kann, sondern ihr eigenes Involviertsein in den Gegenstand und in seine wissenschaftlichen Repräsentationen zu reflektieren hat« (Mecheril/Messerschmidt 2013: 141). Dies entspricht im Wesentlichen Marie Hoppes (2018: 119) Forderung, »Forschung als sozial folgenreich anzuerkennen und zuallererst den Menschen *als* Menschen und nicht als Subjekt der Forschung zu sehen« (Herv. i. O.).

In das Zusammentreffen in der Interviewsituation und die gemeinsame Herstellung einer biografischen Erzählung dringt alles ein, was in beide Gesprächspartner:innen und im gesellschaftlichen Raum eingeschrieben ist: hierarchische Machtstrukturen, sinnliche Eindrücke, Ängste (vgl. Bukow/Spindler 2006: 20; Hoppe 2018: 112), oder um es mit Bourdieu (1989: 14) auszudrücken: »Wenn also ein Franzose mit einem Algerier spricht, so sind das letzten Endes nicht zwei Leute, die miteinander reden, sondern es ist Frankreich, das mit Algerien spricht, es sind zwei Geschichten, die miteinander sprechen, es ist die ganze Kolonisation, die ganze Geschichte eines zugleich ökonomischen, kulturellen Herrschaftsverhältnisses.« Umso verwunderlicher mag es erscheinen, dass auch in jüngster Zeit die Rolle und Positionierung der Forschenden des globalen Nordens aus einer postkolonial informierten Perspektive in der Analyse bisweilen kaum oder keine Berücksichtigung findet (vgl. Hoppe 2018: 114). Die Entwicklung einer postkolonialen Biografieforschung steckt so gesehen noch in den Kinderschuhen, da diese sowohl im deutschsprachigen als auch im internationalen Raum weitgehend ver-

nachlässigt wurde. Hier besteht gegenwärtig eine Forschungslücke (vgl. Lutz 2010: 118; Tuider/Lutz 2018: 107).¹⁷ Zudem findet ein reflexives forschungsethisches Herangehen in biografieanalytischen empirischen Studien meist wenig Beachtung, obwohl es gerade hier einer sensiblen Vorgehensweise sowohl in der Datenerhebung als auch in der Auswertung bedürfte (vgl. Siouti 2018a: Abs. [2]). Das beinhaltet meines Erachtens auch eine reflexive Beschreibung der methodischen Herangehensweise und eine kritische Reflexion der methodologischen Darlegung. Dies aus einer postkolonial informierten Perspektive zu tun bedeutet gleichwohl, einen die eigenen Privilegien reflektierenden, selbstkritischen und diskursiven Raum zu eröffnen. Dabei geht es mir – um mit Serpil Polat (2017: 195) zu sprechen – um eine »dialogische Suchbewegung zwischen Theorie und Empirie«, in die meine eigene Positioniertheit eingeschrieben ist. Denn durch die Nicht-Markierung der Forscher:innen-Situierung werden Machtverhältnisse sowie privilegierte Machtpositionen im Feld nicht wahrgenommen (vgl. Tuider/Lutz 2018: 109).

Der konsequente machtkritische Einbezug von Positioniertheiten geht über das ›Selbstbekenntnis‹ »Ich als weiße_r, deutsche_r heterosexuelle_r Frau/Mann« weit hinaus. Vielmehr ist damit das Einlassen auf ambivalente Bedeutungen, unsicheres Terrain und eine dekonstruierende Infragestellung an jeder Etappe des Forschungsprozesses gemeint. (Tuider/Lutz 2018: 109)

Nun stellt sich die Frage, wie mittels der Biografieforschung das durch das ›imperiale Projekt‹ Produzierte und das als das ›andere‹ Konstituierte dechiffriert werden kann, ohne hegemoniale Strukturen fortzuschreiben (vgl. Lutz 2010: 118). Eine postkolonial informierte Perspektive bietet zwar nicht die Möglichkeit, hegemonialen Strukturen komplett zu entkommen, aber sie kann dazu beitragen, die Prozesse des *Otherings* zu hinterfragen, den zugrunde liegenden dominanten Diskurs sichtbar zu machen und dabei die Performativität einer Interviewsituation und deren widerständiges Potenzial freizulegen.

3.1.1. Sprechen

Spivak (2016) kommt in ihrem viel diskutierten Essay *Can the Subaltern Speak?* zu dem Schluss, dass die ›Subalterne‹¹⁸ nicht sprechen könne. In ihrer Analyse bezieht sich

17 Das heißt nicht, dass Biografieforschung keiner grundsätzlichen Weiterentwicklung gegenübersteht. Irini Siouti (2018b: 224) zeigt auf, wie die biografische Migrationsforschung in den letzten Jahren vermehrt durch transnationale wie postkoloniale Perspektiven weiterentwickelt wurde. Elisabeth Tuider und Helma Lutz (2018: 109f.) liefern eine Zusammenfassung über Publikationen, die postkoloniale Perspektiven in der deutschsprachigen Biografieforschung reflektieren.

18 Spivak bezieht ihren Begriff aus der theoretischen Ausarbeitung Gramscis, wonach Subalterne diejenigen sind, die keiner hegemonialen Klasse angehören. Es ist eine fragmentierte Gruppe, die sich durch strukturelle ökonomische Ausgrenzung und mangelnde Autonomie auszeichnet und welche für die Politik von untergeordnetem Interesse ist (vgl. Castro Varela/Dhawan 2015: 186f.). In Anlehnung an Derridas Einteilung in ›dominante ausländische wie einheimische Gruppen‹ und davon abgesetzt das ›Volk‹ beziehungsweise ›subalterne Klassen‹ verweist Spivak auf die Heterogenität des subalternen Subjekts, da sich die ›subalterne Klasse‹ je nach Gebiet und regionaler, ökonomischer wie sozialer Entwicklung unterschiedlich zusammensetzt. Sie kritisiert zugleich jedoch das essenzialistische Programm, welches die Subalterne als »eine *Abweichung* von einem *Ideal* – dem Volk oder den Subalternen –, das seinerseits als Differenz zur Elite definiert ist« (Spivak

Spivak auf die ›subalterne Frau‹, da sie hier eine besondere Problematik verortet: »Es ist klar, dass arm, schwarz und weiblich sein heißt: es dreifach abbekommen« (Spivak 2016: 74), denn »[d]ie Frau ist doppelt in den Schatten gerückt« (ebd.: 59). Spivak skizziert ihre Überlegungen anhand einer Analyse der Witwenverbrennung beziehungsweise Witwenselbstopferung in Indien (vgl. ebd.: 80-98). Der ritualisierte Brauch war weder kasten- noch klassenspezifisch und besagte, dass die Hindu-Witwe auf den Scheiterhaufen des toten Mannes zu steigen hat, um sich auf diesem selbst zu opfern. Der Ritus wurde jedoch von den Briten abgeschafft, was das Narrativ von »weißen Männern, die braune Frauen vor braunen Männern retten« (ebd.: 81), etablierte. In dieser Erzählung wurden die Frauen jedoch, so Spivak (2016: 98), einer weitaus größeren ideologischen Vereinnahmung unterworfen, eben der »absolute[n] Identifikation *innerhalb der diskursiven Praxis* des Gute-Ehefrau-Seins mit der Selbstopferung« (Herv. i. O.), und auf der anderen Seite wiederum stand die »hinduistische Manipulation«, welche den freien Willen der Frau paradoxerweise in der Selbstopferung angesiedelt hatte, indem dieses Vorgehen als ehrwürdig galt (vgl. ebd.: 93). Die Witwen wurden so »durch eine Art diskursiver Zwickmühle zum Schweigen gebracht« (Steyrerl 2016: 12).

Zwischen Patriarchat und Imperialismus, Subjektkonstituierung und Objektformierung, verschwindet die Figur der Frau, und zwar nicht in ein unberührtes Nichts hinein, sondern in eine gewaltförmige Pendelbewegung, die in der verschobenen Gestaltwerdung der zwischen Tradition und Modernisierung gefangenen ›Frau der Dritten Welt‹ besteht. (Spivak 2016: 101)

Anschließend verdichtet Spivak ihre Analyse anhand eines konkreten Falls, dem verübten Selbstmord einer Frau, Bhuvaneswari Bhaduri, im Jahre 1926, welcher Rätsel aufgab. Sie erhängte sich in der Wohnung ihres Vaters zu einer Zeit, als sie menstruierte, und zeigte damit auf, dass es sich hier um keinen Fall unerlaubter Schwangerschaft handeln konnte. In dem Wissen, dass ihr Selbstmord als verbotene Leidenschaft gelesen würde, wartete Bhaduri also auf den Beginn ihrer Menstruation, »um durch die physiologische Einschreibung ihres Körpers eine Verschiebung [...] der an den einzelnen Mann gebundenen Gefangenschaft dieses Körpers [...] zu bewirken« (Spivak 2016: 104). Durch ihr bewusstes Warten auf die Menstruation erwirkte sie auch eine Umkehrung des Verbots, das menstruierenden Witwen das Recht absprach, sich selbst zu opfern. Spivak (2016: 104-106) verortet hier eine interventionistische Umschreibung des Witwenopfers, welches jedoch nicht als solches gehört oder gelesen wurde. Die Subalterne könne demnach nicht sprechen. Dieser Satz wurde jedoch vielfach missverstanden, da

2016: 51, Herv. i. O.), markiert (vgl. ebd.: 49-51). Meine Gesprächspartner:innen gehören nicht im spivakschen Sinne der ›Subalterne‹ an beziehungsweise ist dies nicht durchweg der Fall. Zwar sind sie in der Zeitspanne ohne Aufenthaltsstatus faktisch beinahe von allen Rechts- und Teilhabe-Ansprüchen an der Gesellschaft ausgeschlossen – jedoch divergiert die individuelle sozioökonomische Situation massiv, welche wiederum Einfluss auf das Reden oder Sprechen nimmt. Auch wenn ich also keine Gleichsetzung meiner Gesprächspartner:innen mit der von Spivak gemeinten ›Subalterne‹ vornehme, erachte ich ihre analytische Differenzierung von Reden und Sprechen als einen wichtigen Anhaltspunkt, da in einem von normativ-politischen Strukturen durchzogenen Diskursfeld durch die Fokussierung auf den Raum des Zuhörens vorherrschende hegemoniale Schief lagen herausgearbeitet werden können.

Kritiker:innen ihn so umdeuteten, als könne die Subalterne nicht *reden*. Mit Sprechen und Reden meint Spivak jedoch völlig unterschiedliche Dinge, wie es in ihrer Analyse deutlich wird. Reden bedeutet in dem Zusammenhang, dass eine Äußerung getätigt wird, und Sprechen verweist erst auf den gelungenen Sprechakt, dass die Äußerung auch als solche verstanden wird. Äußerungen werden zunächst jedoch immer auf die gleiche Art interpretiert, »wie wir historisch alles interpretieren« (ebd.: 126). Die Subalterne könne also durchaus reden, aber eben nicht sprechen, weil zum Sprechen immer das Zuhören gehört und nur so der Sprechakt gelingt (vgl. ebd.: 123-127).

Subalternen Aufstand, und dies ist ein Moment davon, ist ein Bemühen, sich selbst in die Repräsentation einzubringen, und zwar *nicht* entlang der Linien, die von den offiziellen institutionellen Repräsentationsstrukturen vorgegeben werden. Zumeist erreicht er nichts. Das ist das Moment, das ich ›nicht sprechen‹ nenne [...]. (Ebd.: 144f., Herv. i. O.)

Spivak verknüpft also die Frage ›Wer kann sprechen?‹ mit einem ›Wer hört zu?‹ und forciert so für die empirische Analyse einen »*doppelten Reflexionszwang*, sowohl hinsichtlich der Überlegungen, wem eine Stimme gegeben als auch wie zugehört wird« (Tuider/Lutz 2018: 104; Herv. i. O.). Ihre Analysen sind insofern wichtig für eine postkolonial informierte Perspektive, als sie aufzeigen, dass allein das Reden-Lassen in einer Gesprächssituation noch lange kein Sprechen bedeuten muss, dass also der Sprechakt nicht zwingend gelingt, weil die Forschenden ihn womöglich nicht verstehen. Dadurch gerät das Zuhören als analytische Erweiterung in den Blick. Für mein methodisches Vorgehen in der Interviewsituation folgt daraus, auch immer wieder zu spiegeln, was ich wahrnehme und gehört habe, gerade mit dem Bewusstsein, dass ich eben auch ›falsch‹ hören beziehungsweise verstehen kann. Situationen, in denen die Sprache versagt, spielen vor diesem Hintergrund eine wesentliche Rolle, da Sprachlosigkeit auch ein »Abgetrennt-Sein von sprachlicher Einbindung« (Lutz 2010: 128) andeuten kann oder ein Leiden, welches sprachlich nicht fassbar ist, oder einen artikulierten Widerstand darstellen kann (vgl. ebd.: 128). Damit ein Sprechakt gelingt, gilt es demnach, dem Schweigen und der Sprachlosigkeit genauso zuzuhören. So sehe ich mein Anliegen darin, auch die ›misslungenen‹ Interviews – da sie ihrer Narrativität weitgehend beraubt sind – in die Analyse und Ergebnisrepräsentation einzubeziehen, ist es doch ein widerständiges Potenzial, was sich in dem Ausweichen und Widersetzen der von mir angelegten Gesprächsstruktur widerspiegeln kann.

Es bleibt die Frage, wie ein solches Zuhören aber gewährleistet werden kann, wenn »[s]owohl das Sprechen als auch das Hören (sowie Transkribieren, Übersetzen, Rekonstruieren und Publizieren) [...] zutiefst in postkoloniale Machtkonstellationen verstrickte Praktiken des Forschens [sind]« (Tuider/Lutz 2018: 108f.). Oder wie Spivak (2016: 136) formuliert: »Geschichte ist größer als ein persönlich guter Wille.« Allzu häufig kann ein vorgefertigtes Verständnis von biografischer Erzählung dazu führen, nach hegemonialer Logik Lücken in der Erzählung zu schließen. Dabei kann »die Vielfältigkeit der möglichen Bedeutungen und Übersetzungen helfen, einer identitären und essenzialisierenden Fixierung zu entkommen« (Hoppe 2018: 117). Es ist von daher zentral, Sinnlücken, auch nicht Plausibles oder Unverständliches nicht immerfort nach den eigenen Verstehensmustern zu vervollständigen, sondern auszuhalten (vgl. ebd.: 121; Bu-

chow/Spindler 2006: 24)¹⁹ und es ist wohl das, was Spivak (2016: 72; 106) meint, wenn sie Jacques Derrida zitierend formuliert: »[...] die Stimme des anderen in uns *delirieren* zu lassen« (Herv. i. O.).

3.1.2. Positionieren

Um überhaupt sprechen zu können, muss das Individuum eine Subjektposition einnehmen, welche durch diskursive Praktiken hervorgebracht wird (vgl. Spies 2018: 540). Bereits seit den frühen Anfängen der Biografieforschung wurde auf Grundlage kulturalisierender Skripte Migrationserfahrung als Fremdheits- oder Krisenerfahrung festgeschrieben und dieses Stigma spiegelt sich noch in heutigen Analysen von Migrationsbiografien. So insistiert die Anrufung des Subjekts meist auf einer Markierung, welche eine normative Zuschreibung beinhaltet. Damit wird a priori eine Abweichung von der Norm, von der ›Normalbiografie‹, identifiziert (vgl. Lutz 2010: 123f.). Diese Vorstellungen von Normalität gehen als reflektierte oder nicht reflektierte Annahmen in die Datenerhebung ein, wobei die Imagination von ›Normalität‹ immer mit einer Normativität einhergeht (vgl. Dausien/Mecheril 2006: 159f.). Gerade im Kontext illegalisierter Migration wirkt eine normative Deutungsfolie in die Forschung hinein, wie ich in meiner theoretischen Spurenlegung aufgezeigt habe. In einem solchen Diskurs »droht jede Form von Bilanzierung sich in polarisierten Extremen zu verstricken: Entweder wird der Erfolg oder der Verlust herausgestellt, entweder ist man Verlierer oder Gewinner« (Lutz 2010: 125), immer ist es etwas abseits der Norm, »eine Unordentlichkeit, die erklärt beziehungsweise auf die Bezug genommen werden muss« (ebd.). So habe ich gezeigt, wie sich normativ strukturierte polarisierende Figurationen auf einer (Un-)Sichtbarkeitsachse gegenüberstehen (vgl. Kapitel II. 3) und diese auch in der Alltagspraxis eine Wirkmächtigkeit entfalten können, indem Personen als Grenzfiguren positioniert werden (vgl. Kapitel II. 2.1).

Um die Positionierung des Subjekts in die Analyse mit einzubeziehen, gilt es, diese in ihrer doppelten Funktion zu beleuchten: Zum einen wird das Subjekt durch die Zuschreibung einer Biografie automatisch positioniert. Diese erfolgt vor dem Hintergrund dominanter und normativer Ordnungen, die durch scheinbar ›normale‹ und ›nicht-normale‹ Biografien festgeschrieben sind. Und zum anderen wird das Subjekt durch das Zu- und Eingeschriebensein dieser Ordnungen weder als vollkommen unabhängig gefasst – denn es *wird* positioniert –, noch als gänzlich unterworfen angesehen – denn es *positioniert* sich. Im biografischen Sprechen konstituiert sich dieses doppelte Positionierungsverhältnis und somit sind Positionierungen immer in postkoloniale Ordnungen von Differenz eingebettet (vgl. Polat 2017: 195f.). Die Befragten müssen demnach in ihren Beziehungen und Bedingungen wahrgenommen werden, um sie überhaupt als Subjekte wahrzunehmen, »die handlungsfähig sind und zugleich von Ungleichheits- und Machtverhältnissen hervorgebracht werden, an denen eben

19 Bukow und Spindler kritisieren das sogenannte *Fill-in*-Verfahren, so würden in die Biografieforschung häufig unreflektierte, zeitgenössische Annahmen hineingetragen. Wenn beispielsweise Kulturdifferenztheorien Konjunktur haben, werden Sinnlücken mit der zugeschriebenen Ethnizität erklärt beziehungsweise gefüllt, ohne das Zustandekommen dieser öffentlichen Diskurse zu hinterfragen (vgl. Bukow/Spindler 2006: 24).

auch sozialwissenschaftliche Forschung ihren Anteil hat« (Mecheril/Messerschmidt 2013: 148). Vor dem Hintergrund der Anrufungen können also das Sich-ins-Verhältnis-Setzen »als komplexes Spiel zwischen Unterwerfung und Widerstand« (Polat 2017: 201) sowie die Einbindung in einem normativen gesellschaftlichen Diskurs, der auch meine eigenen impliziten Annahmen prägt, sichtbar gemacht werden. Denn das Subjekt kann sich »zu machtvollen Ordnungen und den darin eingelagerten Anrufungen anderer nicht *nicht* verhalten« (ebd.: 200, Herv. i. O.). Die biografische Erzählung als »Artikulation«²⁰ zu fassen bedeutet, das Positionierungsverhältnis und damit einhergehend auch mitzudenken, dass »Diskurse bestimmen, was zu einer bestimmten Zeit sagbar ist und was nicht« (Spies 2018: 538), und so fasst Helma Lutz (2010: 130) treffend zusammen, dass

[j]eder Dissens oder Widerstandsakt [...] sich im Sprachraum des dominanten Diskurses [bewegt] [...] und sich nicht von ihm trennen [kann] [...] und diese Einbindung kann entweder zur Affirmation, das heißt Selbstunterwerfung unter diesen Diskurs führen, [...] aber auch schrittweise zur Verschiebung der diskursiven Formation – oder aber zur offensiven Wendung des Stigmas [...] benutzt werden.

Meine Gesprächspartner:innen wurden dazu angehalten, ihre Lebensgeschichte im Hinblick auf den biografischen Abschnitt ohne Aufenthaltsstatus zu erzählen. Damit wurden sie bereits positioniert als Individuen, die sich ihrerseits nach geltendem Recht strafbar gemacht haben, die aus gesellschaftlicher Perspektive illegalisiert wurden und die diese Erfahrungen gegenüber einer Besitzerin der deutschen Staatsbürgerschaft ohne Migrationserfahrung darlegen. Die doppelte Positionierung findet also nicht nur auf der Hintergrundfolie einer dominanten Ordnung »normaler« und »nicht-normaler« Biografie statt, sondern auch in einem gesellschaftlichen Diskurs von »kriminell« und »nicht-kriminell« sowie auf der hegemonialen Deutungsfolie einer in Nationalstaaten gegliederten Weltordnung, die darin ein »natürliches Tabu« begründet sieht. Das Subjekt kann dabei die Ordnungen sichtbar machen und diese gegebenenfalls aufgreifen, indem es sein eigenes Angerufensein reflexiv und kreativ einbringt (vgl. die Analyse in Polat 2017: 207-210). Die Ambivalenzen der Positionierung in ihrer doppelten Funktion, der Unterwerfung und Widerständigkeit, tragen dabei Züge des Performativen in sich. So formuliert Fischer-Lichte (2012: 87):

Wenn in performativen Prozessen die beteiligten Subjekte sowohl ihren Verlauf mitbestimmen als auch sich von ihm mitbestimmen lassen, ihnen *agency* sowohl verliehen als auch entzogen wird, erscheinen sie einerseits als aktiv Handelnde und zugleich andererseits als passiv die Wirkungen der Handlungen Anderer Erleidende. (Herv. i. O.)

20 Die Beziehung zwischen Subjekt und Diskurs fasst Stuart Hall (2002) als Artikulation (vgl. Tuijter/Lutz 2018: 105; Hall 2002). Artikulieren [englisch: *articulate*] »hat die Bedeutung von ausdrücken, Sprache formen«, aber auch »eine bestimmte Art der Verkopplung, die gelöst werden kann« (Hall 2002: 65). Artikulation meint also eine Verknüpfungsform, die bestehen kann, aber nicht muss, und die auch nicht von Dauer sein muss (vgl. Hall 2002: 65). In einer Artikulation kommen somit Diskurse, Praktiken und Positionen zum Ausdruck beziehungsweise werden im Vorgang der Artikulation erst generiert (vgl. Lutz 2010: 127).

Die aktive Facette des Performativen ist demnach unauflöslich mit dem Nicht-Tun, dem Geschehenlassen verbunden.²¹ Auch Butler hat performative Akte als sowohl traumatisierend und befreiend gefasst (vgl. Fischer-Lichte 2012: 87; Butler 1990). Für meine Analyse bedeutet dies, den Prozess der Anrufung und der damit von mir vorgenommenen Zuschreibung kritisch zu hinterfragen, transparent zu machen und unvorhergesehene und von Ambivalenzen gezeichnete performative Spiel- und Zwischenräume, die in der Interviewsituation erst hervorgebracht werden und darin ein widerständiges Potenzial entfalten können, beschreibbar zu machen. Dabei sollte aber weder die Passivität vor-schnell als machtlose Unterwerfung, noch die Aktivität pauschal als Handlungsmacht dechiffriert werden, um so keine essenzialisierende Typisierung vorzunehmen.

Ein performativer Akt scheint jedoch häufig automatisch als ein Akt des Widerstands gelesen zu werden (vgl. Denzin 2008b: 178, vgl. auch Kapitel III. 3.2.1). Vermutlich deshalb, weil so »ein Durchbrechen des Zirkels gewaltvoller Repräsentationen« (Ploder 2013: 141) ermöglicht werden könne oder – um es euphemistisch zu formulieren – »it can begin to quiet the ghosts of anthropology's coloniality and make ethnography an instrument of subaltern self-empowerment« (Alonso Bejarano et al. 2019: 9). So zielt eine postkolonial informierte Perspektive meist auf den Moment des *Empowerments* der Menschen ab, indem ihre Stimmen Gehör finden (vgl. Ploder 2009: Abs. [23]f.).²² Die Fragen »[W]ie und mit welchem Recht [greifen] wir als Biografieforscher:innen in die Lebenssphären der Menschen ein [...]? Was bezwecken wir mit unserer Forschung?« (Siouti 2018: Abs. [6]) können jedoch unter einer *Empowerment*-Perspektive dabei allzu leichtfertig abgehandelt werden und ein bestehendes Machtverhältnis verschleiern. Denn so darf diese Perspektive weder dazu beitragen, überall undifferenziert Handlungsmacht hineinzulesen und damit wiederum einem romantisierenden Ideal zu verfallen, noch das Engagement der Forschenden zu überhöhen. Letztlich verzerrt dies eben auch die Tatsache, dass zunächst aus einer hegemonialen, privilegierten Perspektive entschieden wird, welche marginalisierten Stimmen als zu *empowernde* markiert werden (vgl. auch Kapitel III. 3.3).

Die von mir eingebetteten Stimmen werden vordergründig nichts davon haben, lediglich als Stimmen wahrgenommen zu werden, die mir in dieser Zulassungsarbeit zu einem Abschluss verhelfen.²³ Ich halte jedoch die Frage, ob Forschende über Lebensrea-

21 Wie Aspekte des Sein-Lassens oder Sich-Einlassens die Unvorhersehbarkeit und Emergenz performativer Prozesse verstärken, zeichnet Fischer-Lichte anhand eines Beispiels aus der Performance-Kunst nach. Marina Abramović lieferte sich in ihrer Performance *Rhythm 0* buchstäblich dem Publikum aus, indem sie lediglich nur dastand, während auf einem Tisch vor ihr 72 Objekte ausgebreitet lagen, welche das Publikum benutzen konnte, um sie zu »behandeln« – darunter Blumen, Spiegel, Schminke, Peitschen und eine geladene Pistole (vgl. Fischer-Lichte 2012: 89f.).

22 Andrea Ploder diskutiert die Frage, inwieweit ein solches *Empowerment* im Forschungsprozess überhaupt umgesetzt werden kann (Ploder 2009: Abs. [23-27]).

23 Alonso Bejarano et al. (2019) argumentieren in diesem Zusammenhang für eine kollaborative Forschung, die einen konsequenten Einbezug der Menschen aus dem Untersuchungsfeld anstrebt und diese als gleichwertige Wissens-Produzent:innen betrachtet, welche sie in der konsequenten Umsetzung auch als Mitherausgebende der Publikation einbezieht. Siouti (2018) formuliert in abgeschwächter Form, dass im Lichte postkolonialer Theorien mindestens die Notwendigkeit besteht, Ergebnisse an Gesprächspartner:innen rückzumelden. Dem wird häufig entgegengesetzt, dass die Rückgabe von beispielsweise Interviewtranskripten als befremdlich bei den Interviewten

litäten schreiben dürfen, die nicht ihr eigenes Umfeld darstellen, für falsch gestellt, da diese zu einem Trugschluss führt und den analytischen grenzüberschreitenden Blick oder weiterführend das empathische Hineinversetzen in divergierende Lebenslagen unterbindet. An dieser Stelle möchte ich mit Carolin Emcke (2019: 56) argumentieren:

Auch wer mit Privilegien und Status bedacht wurde, qua Geburt, qua Zugehörigkeit zu einer bestimmten Klasse, Kultur, Nation, kann diese Privilegien in Frage stellen. [...] Auch ohne eigene Erfahrung lassen sich die Strukturen und Logiken von Exklusion und Inklusion, von Zugehörigkeit und Nicht-Zugehörigkeit, von Gleichheit und Ungleichheit benennen und kritisieren. Warum sollten sich nicht auch Weiße kritisch zu strukturellem Rassismus äußern dürfen, Heterosexuelle zu Homophobie [...], Männer zu Sexismus? Ich erwarte das sogar von ihnen.

Die Sensibilisierung für eine postkolonial informierte Perspektive kann jedoch auch dazu führen, die Machtlosigkeit der Beforschten gegenüber einem sich immer wieder reproduzierenden Diskurs zu verstärken (vgl. Ploder 2009: Abs. [23]). Hier möchte ich mit Alois Moosmüller (2009: 34) argumentieren, dass postkoloniale Kritik die Tendenz bewirken kann, »ethnologische Theorien ohne empirische Fundierung zu konstruieren«, und das wiederum führe dazu, dass Forschung ideologielastig würde und an Bodenhaftung verliere. Dabei liegt die Stärke eines ethnografischen Herangehens gerade in Nähe des:der Forschenden zum Feld begründet (vgl. ebd.). Daher geht es meines Erachtens weniger um das *ob*, sondern vielmehr um die Frage, *wie* geforscht, analysiert und geschrieben wird. Die von mir eingebetteten Stimmen sind mehrheitlich vom dominanten Diskurs ausgeschlossen. Um diese sicht- und hörbar zu machen, bedarf es also, ihnen einen Raum zuzusprechen, und dieser Raum basiert auf einer empirischen Nähe. Dies sei, so Bourdieu, der politische Akt, etwas an die Öffentlichkeit zu bringen, was normalerweise dort keine Präsenz hat, und Menschen die Möglichkeit zu geben, ihre eigene Sichtweise von sich und der Welt in die öffentliche Sphäre zu tragen und damit auch den Punkt zu markieren, »von dem aus sie sich selbst und die Welt sehen, von dem aus ihr Handeln verständlich und gerechtfertigt ist, und zwar zu allererst für sie selbst« (Bourdieu 1997a: 792). Ob der politische Akt als ein *Empowerment* empfunden wird, liegt nicht an den Forschenden zu beantworten.

Eine postkolonial informierte empirische Forschung kann den Blick für strukturelle epistemische Gewalt und für die Prozesse des *Othering* schärfen sowie damit einhergehend die Wissensproduktion im hegemonialen Diskurs kritisch beleuchten. Zudem führt dies zu einer Sensibilisierung für das Potenzial der Betroffenen, die sich den Festbeschreibungen entziehen (vgl. Ploder 2009: Abs. [4]). Mein Anliegen ist es dabei, den dialogisch-performativen Deutungsraum verstärkt zu fokussieren, das Sprechen und Zuhören im dominanten Diskurs zu reflektieren und die damit einhergehende Positionierung der Subjekte zu analysieren. Subjekt-Diskurs sowie Sprechen-Positionieren sind eng miteinander verwoben, denn

aufgenommen werden kann (vgl. Siouti 2018: Abs. [13]). Ich habe keine kollaborative Forschung angestrebt, jedoch war es mir im Rahmen meiner Forschung möglich, die Ergebnisse mit zweien meiner Gesprächspartner:innen dialogisch zu reflektieren und eine Rückmeldung einzuholen. Ich werde in der Ergebnisrepräsentation darauf eingehen.

[ü]ber sich selbst sprechen funktioniert nicht ohne Positionierung – und diese Positionierungen verweisen auf Subjektpositionen im Diskurs, aber sie sind (selten) mit diesen identisch, da jede*r Einzelne mehr ist als nur eine Position. (Spies 2018: 543)

Diese Verzahnung drückt sich meines Erachtens auch durch einen von Ambivalenzen durchzogenen performativen Prozess aus, welcher sowohl Mitbestimmung und das Geschehenlassen als auch die ihm inhärente Unvorhersehbarkeit freilegen und sichtbar machen kann. Die Analyse und Reflexion meiner eigenen Positionierung und meiner Einflussnahme auf das Gespräch sowie durch mich kreierte Missverständnisse müssen selbstkritisch offengelegt werden, um »der Normalisierungsversuchung zu widerstehen [und] Dissens und Widerstand ebenso wahrzunehmen wie Einverständnis und Unterwerfung« (Lutz 2010: 130). Insbesondere das Sprechen nicht nur als im Transkript nachgewiesene Rede-Anteile zu betrachten, sondern auch die Sprachlosigkeit hörbar zu machen, das Schweigen mitzudenken und sich dabei immer wieder der unterschiedlichen Positionierungen bewusst zu sein, entfalten wichtige analytische Anhaltspunkte. Ich sehe dieses Vorgehen als einen Weg, um zumindest im Regelwerk der dominanten akademisch-wissenschaftlichen Ordnung an den kleinen Stellschrauben drehend einen machtkritischen, selbstreflexiven Diskurs unterstützend voranzutreiben, welcher es schrittweise ermöglicht, »das Erforschen von und die Wissensproduktion über zu verlassen und stattdessen den *Dialog mit*« (Tuider/Lutz 2018: 109, Herv. i. O.) Gesprächspartner:innen zu suchen.

3.2. *Performative Social Science* als methodisch fundierte evokative Stütze

We have told our tales from the field. Today we understand that we write culture, and that writing is not an innocent practice. We know the world only through our representations of it. (Denzin 2001: 23)

Die Schriften postkolonialer Theorien waren eine Triebfeder, die zur Krise der Repräsentation in den 1970er und 1980er Jahren in der Ethnologie und angrenzenden Disziplinen führte und den ethnografischen Text als das Medium des Festschreibens in den Fokus rückte. Trotz der Sensibilisierung, die daraufhin stattfand, wurden die Implikationen, die aus der Debatte um die Krise der Repräsentation entstanden, für die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung lange nicht erkannt. Andrea Ploder (2013: 145f.) schlägt als eine mögliche methodische Innovation, die sie als Krisenbewältigungsstrategie benennt, die *Performative Social Science* vor und spricht in dem Zusammenhang von einer verspäteten Repräsentationskrise, die sich von den Debatten der 1970er Jahre insofern unterscheidet, als neues Material zur Bewältigung zur Verfügung steht. Diese von Norman K. Denzin (2001, 2008a, 2009)²⁴ geprägte Methodologie ist der *Arts*

24 Im vorliegenden Verweis handelt es sich um den gleichen Aufsatz, der erstmals 2001 auf Englisch in einem Journal erschien und 2009 ein Kapitel in Denzins Monografie darstellt. 2008 wurde er in der deutschen Übersetzung in einem von Rainer Winter und Elisabeth Niederer (2008) herausgegebenen Sammelband publiziert. Im Folgenden werde ich mich auf die deutschsprachige Ausgabe beziehen – jedoch immer dann, wenn mir die Übersetzung unzureichend erscheint, auf das englische Original zurückzugreifen. Dies hängt maßgeblich mit dem Begriff *Race* zusammen, der im Deutschen mit ›Rasse‹ übersetzt wurde, welchen ich nicht übernehmen möchte. Hier hal-

based Research zuzurechnen und beschreibt eine Trendwende in der qualitativen Sozialforschung, die besonders in den USA präsent ist, wohingegen ihr im deutschsprachigen Raum weit weniger Bedeutung zukommt (vgl. Geimer 2011: 299f.; Winter 2011: Abs. [24]). Denzins Ansatz greift dabei einiges auf, was ich bereits im vorangehenden Kapitel zu einer postkolonialen informierten Perspektive, die empirisch wirksam werden soll, beschrieben habe.

Die *Performative Social Science* ist als Sammelbegriff zu verstehen, welcher mehrere Spielarten qualitativer Forschungsmethodologien umfasst. Allen ist jedoch eine gemeinsame Forschungslogik inhärent, »der zufolge Erkenntnis situativ gebunden ist: Sie entsteht (*dialogisch*) in Momenten der Begegnung und kommt in einer *Transformation* zum Ausdruck« (Ploder 2013: 149f., Herv. i. O.). Ziel ist es, den Fokus auf die Momente situativer Erkenntnisse zu legen und kein ontologisches Wissen *über* Beforschte zu produzieren. Es geht darum, Bedeutungsangebote zu machen, ohne abschließende Deutungen zu präsentieren. Dabei werden häufig Disziplin- und Genre Grenzen irritiert, insbesondere die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst (vgl. ebd.: 150). Die Performativität der Forschung rückt also ins Zentrum und erlaubt die Sichtbarmachung des eigenen Standpunktes und die mit ihr einhergehende Relativierung, die eine Verschiebung von Machtverhältnissen ermöglichen kann (vgl. Nestler 2014: 183).

Der vorliegende Aufsatz ist ein utopisches Projekt. Ich bin auf der Suche nach einer neuen interpretativen Form, einer neuen Gestaltung des Interviews, welches ich als reflexives, dialogisches oder performatives Interview bezeichne. (Denzin 2008a: 138)

Mit diesen Worten beginnt Denzin seinen wegweisenden Aufsatz. Darin spiegelt sich bereits das, was die Forschungsmethodologie mit sich bringt, nämlich dass es keine abschließenden methodischen Implikationen geben kann, sondern dass es eine Suche ist, eine, die sich auf keine Begrifflichkeit festlegen will – Ist es reflexiv? Dialogisch? Performativ? – und die einen Versuch darstellt, einem Ideal näherzukommen, welches jedoch nie ganz erreicht werden kann – ein »utopisches Projekt«. Seine Suche umfasst dabei die Hinwendung zur Performativität und den daraus resultierenden politischen Akt, der sich in einer bestimmten Art zu schreiben oder in anderen Formen der künstlerischen Repräsentation niederschlägt. Gerade der US-amerikanische Diskurs ist besonders dadurch geprägt, eigene Kriterien der Validität sowie der Legitimierung zu entwickeln, welche ethischen Maßstäben entsprechen, »die sozialer Gerechtigkeit und einer radikalen progressiven Demokratie verpflichtet sind« (Winter 2011: Abs. [24]). Was genau damit gemeint ist, erläutere ich im Folgenden.

te ich mich an die Ausführung Natasha A. Kellys, die für die deutsche Übersetzung der von ihr herausgegebenen Grundlagentexte *Schwarzer Feminismus* (2019: 13) anmerkt: »[...] verzichten wir [...] ausnahmslos auf eine Übersetzung des Begriffs *Race*. Wir ziehen es vor, den englischen Ausdruck beizubehalten [...], da wir der Meinung sind, dass der Begriff im Deutschen ausschließlich als biologische und damit einhergehend als rassistische und nicht als soziale Kategorie verstanden wird.«

3.2.1. Ein performativer und politischer Akt

Die Performativität ist konstitutiver Bestandteil Denzins Methodologie. Er spricht in dem Zusammenhang von einer gegenwärtigen postexperimentellen, performativen Wende, die durch eine performative Sensibilität gekennzeichnet sei und als Kritik an einer interpretativen Praxis gelesen werden könne, der sich Menschen bereitwillig unterziehen (Denzin 2008a: 140f.).²⁵ Das Interview entsteht laut Denzin erst aus den Ereignissen einer Aufführung heraus, die Informationen in geteilte Erfahrungen transformiert: »Dieses reflexive Projekt setzt voraus, dass Worte und Sprache eine materielle Anwesenheit in der Welt haben; dass Worte auf Menschen Einfluss nehmen. Worte haben Bedeutung« (ebd.: 139). Das Interview als Aufführung zu denken macht »eine Geschichte entsprechend ihrer eigenen Version narrativer Logik« (ebd.: 141) sichtbar:

Das Interview ist eine mögliche Art, die Welt schreibend zu erschaffen und sie dadurch ins Spiel zu bringen. Es ist aber weder ein Spiegel der so genannten Außenwelt, noch ist es ein Fenster zum Innenleben einer Person. Vielmehr ist das Interview ein Simulakrum, eine perfekt verkleinerte und stimmige Welt mit ihrer eigenen Berechtigung. Aus dieser Perspektive betrachtet, funktioniert das Interview als narratives Hilfsmittel, das Personen, sofern diese es wollen, die Möglichkeit gibt, Geschichten über sich selbst zu erzählen. Im Augenblick des Geschichtenerzählens haben ErzählerIn und ZuhörerIn, DarstellerIn und Publikum das gemeinsame Ziel, an einer Erfahrung mitzuwirken, die ihre gemeinsame Identität erkennen lässt. (Ebd.)

Interviews können eine Interpretation der Welt sein, sie können durch ihre Lebensnähe verführen und uns glauben machen, dass die Darbietung die ›reale‹ Welt sichtbar macht, doch, so betont Denzin (2008a: 148), sei dies ein Trugschluss, denn »[e]s gibt keine ursprüngliche Wirklichkeit, die ihre Schatten über die Reproduktion wirft. Es gibt nur Interpretationen und ihre Aufführungen«. Oder anders formuliert: »Jede Aufführung ist zugleich Original und Imitation« (Denzin 2008b: 175). Das bedeutet jedoch nicht, jede Forschung als ein von der Welt abgehobenes Konstrukt zu betrachten, »[s]tattdessen geht es darum, verschiedene Perspektiven auf die Wirklichkeit zu fabrizieren, plurale Wirklichkeiten und vor allem alternative Sicht- und Schreibweisen, die den (bisher) akzeptierten und dominanten wissenschaftlichen ›Wahrheiten‹ widersprechen« (Winter 2011: Abs. [11]), abzubilden.

Erfahrungen können demnach nicht unmittelbar untersucht werden, sondern nur in ihrer performativen Darstellung (vgl. Denzin 2008b: 176), denn »[i]n der Interaktion von Forscher/in und Untersuchten wird die Wirklichkeit geschaffen, über die geforscht wird« (Winter 2011: Abs. [11]). Die Performanz²⁶ zu beleuchten, bedeutet eine Abkehr

25 Denzin geht davon aus, dass wir in einer ›Interviewgesellschaft‹ leben, der mehrere Annahmen zugrunde gelegt werden. Er kritisiert beispielsweise, dass alles Private zu einem öffentlichen Gut wird und nur das private ›Selbst‹ auch als das authentische ›Selbst‹ gelesen wird, worauf qualifizierte Interviewer:innen vermeintlich Zugriff haben. Das reflexive Interview dekonstruiert eben diese Grundannahmen (vgl. hierzu Denzin 2008a: 145).

26 Die Performativität der Interviewaufführung ist hier in Anlehnung an Austins Sprechakttheorie zu denken: Performanz bedeutet in dem Zusammenhang das Handeln mit Worten und steht in einem zirkulären Spannungsverhältnis zur Performativität. Während Performativität auf den Akt

von analytischer Distanz und eine Hinwendung zum Engagement und der Unmittelbarkeit. Es geht um die Konstruktion eines Teilwissens, welches immer unvollständig ist. Aber es kann einen Raum sichtbar machen, wie sich Menschen im globalen machtdiskursiven Gefüge selbst erfahren, beziehungsweise dies für die Lesenden erfahrbar machen (vgl. Denzin 2008b: 180).

Es scheint so, als müssten wir uns vom Mythos der wertfreien Wissenschaft nun endgültig verabschieden, [...] und als bliebe uns nichts anderes übrig als zu erkennen, dass auch Wissenschaft eine politische Praxis ist und dass wir uns [...] für eine Seite entscheiden müssen. (Winter 2011: Abs. [41])

Sein politisches Verständnis entwickelt Denzin vor dem Hintergrund der Annahme, dass wir in einer Kinogesellschaft leben, »in einer aufführungsbestimmten theatralischen Kultur« (Denzin 2008a: 141). Es ist ein voyeuristisches Zeitalter, da eine Präferenz für alles Visuelle bestehe und existierende Ordnungen zwischen Öffentlichem und Privatem zunehmend irritiert würden. Der voyeuristische Blick ist jedoch an eine Machtposition gekoppelt, denn dieser ist strukturiert durch Identität, Ethnizität und Klasse. Durch diesen mächtigen Blick wird ein Beobachtungsobjekt erzeugt (vgl. Nestler 2014: 188f.). Aus diesem Grund ist in einer kritischen Wissenschaft der »Voyeur hinter seinem Deckmantel hervorzuholen« ebd.: 190). Erst durch diese Transparenz können Machteffekte verschoben werden (vgl. ebd.): »Es geht um eine Rückkehr zum Erzählerischen als politischem Akt – um eine Sozialwissenschaft, die gelernt hat, wie man das reflexive, dialogische Interview kritisch anwendet« (Denzin 2008b: 166). Sicherlich gebe es jedoch auch einige Wissenschaftler:innen, die, so Denzin (2008c: 205), die politisierte Agenda der (nordamerikanischen) *Cultural Studies* und das In-den-Vordergrund-Stellen von Fragen sozialer Gerechtigkeit nicht unterschreiben würden.

Seine Suche nach einer Utopie formuliert Denzin vielleicht auch deshalb als einen Aufruf, zu den »Waffen zu greifen«. Dahinter steckt die Annahme, Etabliertes nicht nur zu hinterfragen, sondern auch bekämpfen zu müssen. Seinen Aufruf richtet er an alle Wissenschaftler:innen, die an eine Verbindung zwischen kritischer Forschung und sozialer Gerechtigkeit glauben (vgl. Denzin 2010: 10). Sein Plädoyer: »[Q]ualitative research is not just about method or technique. Inquiry is performative, moral and political. Qualitative research is about making the world visible in ways that implement social justice goals« (Denzin 2013: 392). In einer Vielzahl seiner Werke untersucht er die historisch gewachsenen methodologischen Paradigmen qualitativer Sozialforschung, ihre Transzendierung in der heutigen Zeit, ihre Verbindung zwischen Wissenschaft und Politik und wie Forscher:innen der Veränderung zu sozialer Gerechtigkeit verpflichtet und somit ethisch verantwortlich sind (vgl. Denzin 2007, 2009, 2010; Denzin/Giardina 2010, 2013). Denzin fordert dementsprechend eine Form der Wissenschaft, die sich auf ermächtigende und – in Anlehnung an Bourdieus Forschungen – auf interventio-nistische Weise in die Welt einbringt (vgl. Bourdieu 1997a: 801),²⁷ indem sie durch ihr

der Aufführung, das *Tun* verweist, ist Performanz das *Getane*, die bereits zu Text geronnene Performativität (vgl. Nestler 2014: 185).

27 Am Beispiel von Bourdieus Studien zeigt Rainer Winter (2011) die enge Verzahnung von qualitativer Sozialforschung und sozialer Gerechtigkeit auf, denn so habe Bourdieu mit seinem Forscher:in-

kreatives Potenzial neue Welten kreiert.²⁸ In Anlehnung an Michel Foucault vertritt Denzin (2008b: 178) die These, dass der performative Akt auch immer als ein Akt des Widerstands gelesen werden kann, und so ist Performativität untrennbar mit dem Akt des Politischen verbunden.

Das konkrete methodische Vorgehen der *Performative Social Science* ist darauf ausgerichtet, die Grenze zwischen Wissenschaft und Kunst zu irritieren, denn das Ziel einer performativ-orientierten Forschung ist, »kritisch ermächtigende Texte hervorzubringen [...]. Diese Texte bewirken weit mehr, als das Publikum zu Tränen zu rühren. Sie üben Kritik am Zustand der Welt und geben Anregungen, wie es alternativ sein könnte« (Denzin 2008a: 139). Kunst bietet die Möglichkeit der Repräsentation, aber im gleichen Maße auch der Verkörperung der sinnlichen, emotionalen Evokation. Sie kann die emotionale Involviertheit der Künstler:innen darlegen, aber auch die eigenen Gefühle für die Rezipierenden selbst überhaupt erst zugänglich machen (vgl. Ellis/Bochner 2003: 508). Beispielhaft gelten hier Ethnodramen, die eine Rückvermittlung des Verständnisses der Forschenden vom ›Feld‹ an die ›Beforschten‹ ermöglichen (vgl. Denzin 2008a: 142). Besonders deutlich wird sein Anliegen in den Beschreibungen eines radikalen Theaters für Schwarze, welches diese ermächtigt, eine eigene Identität zu artikulieren, die den dominanten hegemonialen Diskurs irritiert (vgl. Nestler 2014: 184; Denzin 2008b: 172). Das Theater ist dabei keine von der Gesellschaft losgelöste Sphäre, sondern kann als ein Handeln verstanden werden, »das von der Utopie der Möglichkeit einer anderen Gesellschaft geleitet ist und das versucht, im Sinne einer Heterotopie diese Utopie als ›anderen Raum‹ zu verwirklichen« (Nestler 2014: 184).

I imagine a world where race, ethnicity, class, gender and sexual orientation intersect; a world where language and performance empower, and humans can become who they wish to be, free of prejudice, repression and discrimination. (Denzin 2001: 24)

Denzin vertritt demnach ein Wissenschaftsverständnis, welches eine tatsächlich stattfindende Performance möglich macht. Der Einsatz von Aufführungen ist für ihn eine radikaldemokratische Vision (vgl. Denzin 2008b: 179). Denn »[e]ine Vorführung von Möglichkeiten gibt den Marginalisierten eine Stimme, bringt sie wenigstens für einen Augenblick ins politische Zentrum« (ebd.: 185). Er selbst arbeitet mit den stilistischen Mitteln eines aufführungsorientierten Schreibens, welches, so sein Anliegen, Stimmen zum Leben erweckt, indem sie sich von den Buchseiten ablösen und spürbar werden (vgl. Denzin 2008a: 144; sowie seine eigenen Aufführungstexte ebd.: 157-164).

Eine künstlerische Form des Schreibens, ein In-Szene-Setzen ethnografischer Forschung oder gar diese zur Aufführung zu bringen, führt zwangsläufig die Frage nach Maßstäben und Gütekriterien mit sich. Wann ist etwas ausgehend von einer performativen Forschungslogik eine ›gelungene‹ Forschung? Wann ist sie ›gute‹ Forschung (vgl.

nenteam das unsichtbare Elend überhaupt erst sichtbar gemacht (Winter 2011: Abs. [3]f.). Daraus leitet sich eine Verantwortung ab, die Forschende für die von ihnen konstruierten ›Wirklichkeiten‹ über Netzwerke und Menschen tragen (vgl. Winter 2011: Abs. [6]).

28 Denzin begreift die ›Intervention‹ der Forschenden jedoch weitaus radikaler, als es Bourdieu formuliert hat – nämlich durch eine performative, aufführungsorientierte Schreibpraxis, die ich im Folgenden noch diskutiere.

Ploder 2013: 151; Gergen/Gergen 2017: 363)? Kann so jede Form der Verschriftlichung unter dem Paradigma künstlerischer Freiheit legitimiert werden? Auch Denzin verweist auf das Problem, dass gerade die Erstellung von Gütekriterien dazu führen könne, diese Form des Schreibens wiederum zu konventionalisieren. Er plädiert deswegen dafür, nicht nach methodologischer Validität zu fragen, und verweist auf moralische, ethische und politische Kriterien, von der performative Ethnografie geleitet werden sollte. Kritische Forschende sollten ihre eigene politische Position transparent machen und den Stimmen unterschiedlicher Interessenvertreter:innen Gehör schenken, wobei sie Partei für die Marginalisierten ergreifen sollten. Ziel sei es, bei den Lesenden ein kritisches, moralisches und reflexives Bewusstsein zu schaffen (vgl. Denzin 2008c: 208f.). Ploder (2013: 151) kritisiert jedoch, dass Forschung so insbesondere im Hinblick auf ihre Wirkung gemessen werde, was einige Probleme mit sich bringe, denn es liege nicht mehr allein in der Hand des:der Forschenden, ob ihre Forschung ›gelingen‹ ist, und zudem bräuchte es Kriterien, welche Wirkung als wünschenswert gilt und welche nicht. Damit bleibe »[d]ie Ausarbeitung einer tragfähigen Methodologie der PSS [*Performative Social Science*, Anm. d. Verf.] [...] in mehrerlei Hinsicht ein unabgeschlossenes Projekt« (ebd.: 152).

3.2.2. Eine Art zu schreiben

Die performative Dimension hat eine kreative analytische Schreibpraxis hervorgebracht, die Kurzgeschichten, Gedichte, persönliche Essays und kreative Sachliteratur umfasst (vgl. Denzin 2008b: 180): »In all diesen Formen ist ein seiner Rolle sich bewusster, aber auch moralisch und politisch bewusster Schreiber als Aufführender präsent« (Denzin 2008b: 181). Grundlage ist häufig ein Moment der Irritation, der einer normativen Ordnung widerspricht. Die Lesenden sollen berührt und zu einem Perspektivwechsel angeregt werden, der dem beforschten Phänomen eine zusätzliche Ebene verleiht (vgl. Ploder 2013: 150f.). Die Grenzen zwischen ›Ich‹ und dem oder der ›anderen‹ werden fluide – es entstehen Erfahrungen, die Emotionen, Erinnerungen, Wünsche und Verstehen an einem Ort zusammenbringen (vgl. Denzin 2008b: 178). Ziel von performativen Texten ist es, kritische wie ethische Denkanstöße zu initiieren und Unhinterfragtes zu hinterfragen. Diese Art von Texten ist nicht daran interessiert, eine Welt darzustellen, wie sie ›wirklich‹ ist, sondern zu intervenieren und ermächtigend zu wirken (vgl. Winter 2011: Abs. [39]).

Zum literarischen Schreiben in künstlerischen Forschungen gibt es bisher jedoch kaum Publikationen (vgl. Dürig 2020: 17) beziehungsweise sind diese in aller Vagheit formuliert. Dabei erfreut sich kunstbasierte Forschung, dazu zählend kreative Schreibpraxen, immer größerer Beliebtheit (vgl. Ellis/Bochner 2003: 509; Gergen/Gergen 2017: 362). Den »sichersten Boden zwischen den Bewegungen Schreiben und Forschen bietet bislang die Autoethnografie« (Dürig 2020: 24). Evokative wie literarische autoethnografische Schreibweisen sind bisher insbesondere in der Tradition von Carolyn Ellis und Arthur Bochner (1996; 2002; 2016) bekannt, deren Anliegen sich in ihrem simplen wie aussagekräftigen Ausspruch subsumieren lässt: »Ethnography tries to deepen and enlarge our sense of a human community. Literature does this too« (Bochner/Ellis 1996: 18). In eine kreative Schreibpraxis schreibt sich auch die

Feministin Laurel Richardson (1993; 2013; 2016) ein. Ihr zufolge bedeute eine poetische Art zu schreiben »a way out of the numbing and deadening, disaffective, disembodied, schizoid sensibilities characteristic of phallogocentric social science« (Richardson 1993: 705).

Darin lassen sich meines Erachtens zwei Diskursstränge erkennen: zum einen die Annahme, dass Literatur und Ethnografie miteinander zusammenhängen und einander befruchten können, und zum anderen die Ansicht, dass eine kreative Schreibpraxis einen Protest an konventioneller Wissensproduktion darstellt. Ich widme mich zunächst Ersterem: »[I]ch finde, es muss einen Unterschied geben zwischen »ein Buch schreiben« und »eine Doktorarbeit schreiben«, formuliert Regina Dürig (2020: 16). Inwiefern kann sich jedoch eine künstlerische (Schreib-)Praxis in den akademischen Diskurs einfügen? Als Dozentin an einer Kunsthochschule, Autorin und Doktorandin geht sie der Frage nach und reflektiert:

Aber innendrin, im innersten Zimmer, steht eine Schreibmaschine und keine Forschmaschine, sind meine Denkwege die einer Autorin. Lange war das eine Art Schuld eingeständnis: Ich kann nichts anderes als schreibend die Welt sehen, ich kann nichts dafür. Bitte entschuldigen Sie, ich glaub, ich hab mich verwählt. (Dürig 2020: 17)

Und doch greifen beide Bewegungen ineinander – das literarische und das wissenschaftliche Schreiben. So schreibt Dürig zunächst primär literarische Texte, die erst im Akt des Schreibens entstehen, und stellt fest, dass ihnen jedoch nicht ein Erzählen zugrunde liegt, sondern ein Verstehen-Wollen (vgl. Dürig 2020: 17). Ohne dies explizit zu benennen, schreibt sie sich damit in eine performative Forschungslogik ein, indem das Schreiben an sich ein performativer Akt wird, denn dieser ist nicht anders als ein verkörperter zu denken: »Es ist *ein* Körper, der schreibt, ein Körper, in dessen Innerem die Reagenzgläser auf den Laborregalen leise aneinanderklimpern« (ebd.: 32, Herv. i. O.). Eine performative Perspektive auf literarische Texte zu werfen »heißt also, ihre Verfahren offenzulegen, mit denen sie eine neue, ihre eigene, Wirklichkeit konstituieren« (Fischer-Lichte 2012: 145); diese ›Wirklichkeit‹ wird erst im Akt des Schreibens freigelegt, ist sozusagen ein von Emergenzen durchzogener Prozess, da sich erst durch das Hineinschreiben in eine Erfahrung, einen Diskurs, ein Verstehen entwickeln kann, was zuvor noch nicht da war. Das Schreiben ist ein aktiver Prozess, »ein Erinnern, ein Sammeln, ein Finden« (Dürig 2020: 18), wobei das Finden der Sprache auch erst im Schreiben geschieht, »im Immer-wieder-neu-Ansetzen« (ebd.: 18). Und gleichzeitig ist der Prozess kein an sich unvorhersehbarer, denn das Nachdenken findet in der Sprache selbst statt, »in einer Sprache, in der ein Bewusstsein für sich selbst und die Tatsache vorhanden ist, dass keine objektive Sprache existieren kann, dass in Sprache immer schon das System eingeschrieben ist, innerhalb dessen sie verwendet werden kann« (ebd.: 36). Es ist diese Schnittstelle von Vorgegebenem und Unvorhersehbarem, von Planung und Emergenz, welche eine Performativität in Gang setzen kann. Wissenschaftliches Arbeiten ist damit grundsätzlich als performativer Prozess zu betrachten (vgl. Fischer-Lichte 2012: 184) und kann sich demnach auch in einer literarischen Schreibpraxis entfalten.

Ich schreibe, als ob ich murmeln würde: leise, mehr vor mich hin als schon an andere gerichtet. Es ist eher ein Nachdenken mit Tastatur. Schreibend denkt es sich genauer. Das ist intim. Wie Flüstern. (Emcke 2019: 9)

Treibende Kraft ist dabei das *Verstehen-Wollen*, welches ein genuin ethnografisches Vorgehen ist, dem die geertzsche Ausgangsfrage »What the hell is going on here?« vorangestellt ist (vgl. Göksoy/Grebner 2021). Im Vergleich zu interpretativen Zugängen (wie auch der geertzsche einer ist) wird Bedeutung jedoch durch eine evokative Schreibweise erzeugt, dies bedeutet, »[d]en Anfang von Schreiben und Sprache als Stille [zu] denken, als unterlassene Äußerung« (Dürig 2020: 41), so wird das Schweigen in die Erzählung hineingebracht, »das Schweigen und de[r] Raum, um den anderen zu begegnen« (ebd.: 20). Die Rezeption wird so abermals zum Ort der *aktiven* Herstellung von Wissen und Bedeutung. Somit fungiert der produzierte Text auch als ein performativer, denn »Lesen als ein performativer Akt kann [...] als ein komplexes kognitives, imaginatives, affektives und energetisches Geschehen in einer liminalen Situation, das dem lesenden Subjekt neue Möglichkeiten zu fühlen, zu denken, sich zu verhalten und zu handeln, neue Möglichkeiten zu einer verkörperten Praxis eröffnet« (Fischer-Lichte 2012: 143), konzipiert werden. Dies funktioniert nur, indem Forschende sich verletzlich zeigen und Rezipient:innen ansprechen, die sich berühren, sich involvieren lassen (vgl. Ploeder/Stadelbauer 2017: 425; Bochner/Ellis 2003: 509; Dürig 2020: 27f.). Wobei dies auch unabhängig von der Bereitwilligkeit der Rezipient:innen geschehen kann: »Because of its rhythms, silences, spaces, breath points, poetry engages the listener's body, even when the mind resists and denies it« (Richardson 1993: 704).

Ein Ansatz, der Literarisches und Ethnografisches miteinander verbindet, lässt sich unter dem Begriff der Ethnopoese beziehungsweise Ethnopoetologie fassen.²⁹ Dieser wurde eher aus literaturwissenschaftlicher Perspektive rezipiert und scheint mir im Hinblick auf den deutschsprachigen Raum der Ethnologie ein völlig vernachlässigter Diskurs zu sein (vgl. Schmitt-Maaß 2011).³⁰

Ethnopoese ist ›dazwischen‹. Wer sie betreibt oder erforscht, setzt sich zwischen die Stühle akademischer Disziplinen — ein Drahtseilakt, da das ›Fremde‹ auf doppelte Weise charakterisiert ist: als die Erfahrung der Fremde und die Darstellung des Ichs in der Fremde. (Schmitt-Maaß 2008: 191)

Der Ansatz geht auf den Ethnologen und Schriftsteller Hubert Fichte zurück, der darum bemüht war, das Poetische freizulegen, jedoch ohne zu poetisieren, dabei Inkohärentes stehenzulassen und (Selbst-)Reflexion im Übermaß zu betreiben, ohne das Subjekt

29 Der Begriff der Ethnopoese bezieht sich im amerikanischen Kontext (*ethnopoetics*) auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit indigener Poesie, bezeichnet jedoch im französischen Sprachraum die Poesie der Ethnolog:innen (*ethnopoésie*). Letztere Verwendung wurde auch auf Hubert Fichtes Schriften angewandt, welcher dies jedoch später ablehnte und sich für den Begriff der Ethnopoetologie aussprach, da dieser die Problematik der Repräsentation immer präsent halte (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 197f.).

30 Eine Rezeption und Analyse aus literaturwissenschaftlicher Perspektive einschlägiger ethnopoetischer/-poetologischer Werke von Hubert Fichte, Hans Christoph Buch und Michael Roes hat der Philologe Christoph Schmitt-Maaß vorgelegt (vgl. Schmitt-Maaß 2011).

des:der Forschenden der Welt gegenüberzustellen. Vielmehr ist die Trennung von Beschreiber:in und Beschriebenen als koloniale Grenzziehung abzulehnen (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 195f.), oder in Fichtes Worten:

Ethnologische Forschung würde ein dialektischer Vorgang, eine sprachliche
Correspondance.
Zersplitterte Persönlichkeiten laborieren in einer kaputten Welt.
Das ist die Situation.
Hangelnd.
Sagen Sie es aus!
Erbrechen Sie sich! (Fichte zitiert in Schmitt-Maaß 2008: 196)

Trotz eines mittlerweile offeneren ethnografischen Schreibens mit dem und durch den *Literary Turn* wird die Ethnopoetik Hubert Fichtes nach wie vor als Außenseiterin gehandelt und es werden weder Begriff noch Konzept von Poesie in der deutschsprachigen Ethnologie aufgegriffen (vgl. Eisch-Angus/Hamm 2017: 367f.). Daran hat auch die Rezeption der *Writing-Culture*-Debatte wenig geändert, denn so hafte poetischer Wissenschaft der Vorwurf »kruder Unwissenschaftlichkeit« an – »Wissenschaft, die »schön« geschrieben ist, die die Dichte des Feldes mit literarischer Einfühlung angeht und dabei beansprucht, Wirklichkeit zu erfassen, bleibt verdächtig – das literarische Genre ist nicht für empirisch belegte Wirklichkeit zuständig« (ebd.: 369). Fichtes Ansicht nach bringen ethnopoetologische Texte, die den autobiografischen Anteil nicht kaschieren, jedoch neue Seiten von Wissenschaft hervor und können Erkenntnisse bereichern (vgl. Schmitt-Maaß 2008: 203). Hier liegt wohl eine wesentliche Stärke kunstbasierter Forschung, die sich literarisches Schreiben zu eigen macht: das Hinterfragen von scheinbaren Sicherheiten und das Vortasten in die Unschärfen, um einen Raum zu eröffnen für noch nicht Gedachtes, für Unerwartetes (vgl. Dürig 2020: 29).

Während traditionelles Schreiben anstrebt, den gesamten Inhalt in ein logisch kohärentes Ganzes zu bringen, lädt eine performative Orientierung ein zu Explorationen von Ambiguität, subtiler Nuance und Widerspruch. (Gergen/Gergen 2017: 362)

Während also die Wissenschaft die Sprache braucht, sie benutzt, um Erkenntnisse festzuschreiben, die mit anderen Methoden erhoben wurden, wird in der künstlerischen Schreibpraxis die Sprache selbst zum Erkundungs- und Erkenntnisinstrument (vgl. Dürig 2020: 36). Im Unterschied zu konventionell orientierter Forschung zeigen künstlerisch Forschende eine Bereitschaft, Komplexität und Irritierendes auszuhalten, sich treiben zu lassen, sich in eine Frage oder Idee erst tastend hineinzufühlen (vgl. ebd.: 33).

Indem ich mich diesem Moment, in dem die Gewissheit Risse bekommt, schreibend nähere, kann ich in der Sprache einen Ausdruck finden für das, was zwar spürbar, aber nicht zeigbar außerhalb meiner Erfahrung, meines Körpers vorhanden ist. (Ebd.: 26)

Im Konzept der Poesie besteht eine Produktivität, die eine spielerische Spannung schaffen kann, die Mehrdeutigkeiten analytisch zuzulassen und das Lesen zwischen den Zeilen zu ermöglichen. Es entsteht eine »Spannung zwischen bodenständigem, empirischem Ernst, der auch eine ethische Verpflichtung gegenüber Feld und Wissen-

schaft bedeutet, und kreativer Leichtigkeit, die den Zwischentönen und überraschenden Sprüngen des sozialen Alltags wie der menschlichen Psyche folgen kann« (Eisch-Angus/Hamm 2017: 367). Die Poesie des ›Feldes‹ schreibend zu entfalten – ohne dieses zu poetisieren – mag ein Drahtseilakt sein, dem sich auch Bourdieu (1997a: 799) widmet, indem er auf die dramatische Intensität und emotionale Kraft verweist, »die der von literarischen Texten nahe kommt«, denn »[s]ie können berühren und bewegen, Gefühle ansprechen, ohne Sensationslust zu schüren, sie können den Blick und die Art, über etwas zu denken, verwandeln, was häufig die Voraussetzung für Verstehen ist.«

Hier wird also auch eine ästhetische Komponente deutlich, denn es geht bei literarischen Textformaten auch darum, etwas einladend und spannend zu vermitteln, gern gelesen zu werden, nicht langweilig zu sein (vgl. Dürig 2020: 25; Richardson 1993: 697). Darin wiederum liegt der Protest gegenüber konventioneller Wissensproduktion, der Widerstand, welchen ich anfangs kurz skizziert habe. So stellt sich Dürig (2020: 16) die Frage: »Wie kann die Sprache benutzt werden, um die Welt, die sich uns in der Sprache vermittelt, zu hinterfragen? Wie müssen wir Schreiben denken, um die Mechanismen der Macht auszuhebeln?« Richardson argumentiert, dass eine kreative Schreibpraxis sämtliche Konventionen verletzt und vielfacher Kritik ausgesetzt ist. Gegen diese Kritik anschreibend, gehe es ihr insbesondere darum, sowohl emotional als auch intellektuell zu bewegen, einen Raum für andere Sprecher:innenpositionen zu öffnen:

Lived-experience is not ›talked about‹, it is demonstrated; science is created as a lived-experience. Dualisms – ›mind-body‹, ›intellect-emotion‹, ›self-other‹, ›researcher-research‹, ›literary writing-science writing‹ – are collapsed. (Richardson 1993: 706).

Marginalisierten Stimmen Gehör zu verschaffen, ihre Narrative zugänglich zu schreiben und sich in der Sprache nicht ausschließlich an Expert:innen zu richten, gleichzeitig einen Ton zu finden, der es Leser:innen ermöglicht, sich einzufühlen, sich involvieren zu lassen (vgl. Dürig 2020: 24f.; Gergen/Gergen 2017: 361f.), ist das moralische Anliegen Denzins, das literarische Anliegen der Ethnopoetologie sowie das wissenschaftliche Anliegen evokativer Autoethnografien.

3.2.3. Ein utopisches Projekt

Der vorliegende Aufsatz ist ein utopisches Projekt. Ich bin auf der Suche [...]. (Denzin 2008a: 138)

Das ›utopische Projekt‹ leitet seinen wegweisenden Artikel ein, in dem Denzin seine Ideen einer performativen, kritischen Sozialwissenschaft entfaltet. Dahinter steht die Annahme, dass es sich um etwas handeln muss, was nie in Gänze umsetzbar scheint, etwas, was nach einem Ideal strebt, welches jedoch nie ganz erreicht werden kann. In seinen teils blumig wie pathetisch anmutenden Formulierungen macht er einerseits transparent, worum es ihm geht, und lässt gleichzeitig konkret Fassbares im Überlappen vielschichtiger Ebenen verschwimmen. Dies mag wohl mitunter ein Grund dafür

sein, dass Denzin im deutschsprachigen Raum trotz seiner beachtlichen Bibliografie wenig rezipiert wird.³¹

I'll lay my cards on the table. We need a performance studies paradigm that understands performance simultaneously as a form of inquiry and as a form of activism, as critique, as critical citizenship. I seek a critical sociological imagination that inspires and empowers persons to act on their utopian impulses. These moments and their performances are etched in history, memory, dreams, hope, pain, resistance, and joy. (Denzin 2010: 18)

Denzins Ansatz markiert eine Herausforderung für bevorzugte Formen der Forschungsergebnisrepräsentation, indem er geläufige Kriterien dekonstruiert und eine gemeinsame emotionale Erfahrung in den Mittelpunkt stellt – anstatt einer faktenbasierten Analyse. Ihm geht es um das Schaffen oppositioneller utopischer Räume, Diskurse und Erfahrungen, die institutionalisierte Darstellungen irritieren (vgl. Denzin 2008b: 178f.). Doch was bleibt übrig, woran können sich performativ Forschende orientieren, wenn Wissenschaft immer nur einen Moment der Flüchtigkeit darlegen kann, der bereits eine Imitation ist, um dann wiederum in einer Konstruktion des:der Autor:in aufzugehen, indem er:sie einen utopischen Raum schafft? Auch Ploder (2013: 152) diskutiert kritisch, inwieweit eine nicht argumentativ untermauerte politische Agenda und eine auf das Evozieren eines Erlebens ausgerichtete Forschung wissenschaftlichen Kriterien standhalten kann. Alexander Geimer knüpft mit seiner Feststellung daran an, dass eine solche Poetisierung wie Politisierung von Wissenschaft sich intersubjektiver Prüfbarkeit versperre und letztlich in Diskursen politischer Kunst zu diskutieren wäre. Eine derartige Verwischung von Wissenschaft und Kunst zugunsten einer politisch-moralischen Intervention, die er als »(scheinbar) empirisch fundierte[] Ideologiekritik« (Geimer 2011: 310) umschreibt, sei keinesfalls an Gütekriterien einer qualitativ-rekonstruktiven Forschung anschlussfähig, ja, diese würde gar untergraben werden und nur diejenigen Stimmen stärken, die schon immer wussten, dass dies keine ernstzunehmende empirische Forschung darstelle (vgl. Geimer 2011: 309-315). Hinter dieser Kritik scheint eine Sorge begründet zu liegen, qualitative Sozialforschung – insbesondere eine rekonstruktiv angelegte, wie auch das biografisch-narrative Interview eine ist – würde hinter anderen Forschungsmethoden zurückfallen und hätte ohnehin einen schweren Stand, den es um jeden Preis mittels ausgeklügelter Gütekriterien zu erhalten gelte. Ich möchte dagegenhalten, dass der Ansatz der *Performative Social Science* gar nicht darum bemüht ist, mit einem möglichst umfangreichen Gütekriterienkatalog wissenschaftliche Legitimität zu erhalten – vielleicht sogar ganz im Gegenteil: Er ist vielmehr, folgen wir Denzins Ausführungen, als eine experimentelle Suche nach dem noch nicht Etablierten, nach dem Unkonventionellen, nach etwas in die Zukunft

31 Es sei jedoch darauf hingewiesen, dass in den USA bereits erbittert über Ansätze, wie sie unter anderem von Denzin formuliert werden, gestritten wird. So würden Herausgeber:innen bekannter Journals ihre Abneigung öffentlich machen und so zu verhärteten Diskussionsfronten beitragen. Unter anderem wird kritisiert, dass die Ausweitung der Ethnografie zu einem *Umbrella Word* verkomme und es eher eine fokussierte Debatte über methodische Vorgehensweisen benötige anstatt der Inflation neuer Varianten (vgl. Geimer 2011: 308).

Reichendem zu verstehen. Sobald die *Performative Social Science* in den Kanon gängiger Forschungsmethoden, dazu zählend das biografisch-narrative Interview, aufgenommen würde und ihr eine tragfähige Methodologie zugestanden würde, würde sie ihre widerständige Kraft verlieren. Die *Performative Social Science* nach Denzin kann nur in ihrer Abgrenzung und Kritik bestehen. Vermutlich bezeichnen Mary und Kenneth Gergen (2017: 363) auch deshalb performative Praktiken unter allen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften als die radikalsten: »Indem sie die Grenze zwischen Kunst und Wissenschaft, Fakt und Fiktion, Ernsthaftigkeit und Spiel verwischen, stellen sie die Aktivitäten und Standards der ›normalen Wissenschaft‹ infrage.« Das macht sie angreifbar, aber auch fruchtbar für das Erkunden neuer Deutungsebenen. Gleichzeitig darf ein solcher Ansatz nicht als *anything goes* missverstanden werden und sollte genauso einer kritischen Reflexion und damit einhergehend einer Hinterfragung unterzogen werden. Gerade das Zusammenspiel einer postkolonial-informierten Perspektive mit dem spielerischen Ansatz der *Performative Social Science* widerspricht einem willkürlichen analytischen Vorgehen. Die Reflexion forschungsethischer sowie machtkritischer Fragen, die Sensibilisierung für performative Zwischenräume und der Ansatz, Deutungsangebote anstelle der Deutungsfestschreibung zu privilegieren, erfordern einen klaren, selbstreflexiven analytischen Blick, der alles andere als ein *anything goes* erlaubt.

Winter (2011: Abs. [18]) stellt die Stärke einer performativ orientierten Forschung als eine heraus, die es ermögliche, die Polyvokalität des ›Feldes‹ zu erkennen und die Lebenswelten in ihrer Komplexität und ihre vielfältigen ›Wahrheiten‹ darzustellen. Ploder (2013: 152) sieht gerade in ihr ein Potenzial für kritische Migrationsforschung, da durch den Fokus auf die Performativität »ein (inhaltlich nicht näher bestimmtes, nur thematisch fokussiertes) Irritations-Erlebnis bei den RezipientInnen an[ge]stoßen« und ein unhinterfragtes Vorverständnis und die Annahme, es gäbe darauf eine eindeutige Antwort, so erschüttert werden könnten. Damit bleibe die diskurskritische Kraft einer sich als kritisch verstehenden Migrationsforschung bewahrt. Zudem knüpft ein performativer Ansatz direkt an die Krise der Repräsentation an, indem er die Verzerrungen der Repräsentation an sich in den Fokus rückt. Auch Denzin (2008b: 183) wendet sich gegen einen ethnografischen Textualismus, der ›Kultur‹ lese, als wäre sie ein Buch, der Distanz und Abstand, »das Gesagte anstelle des Sagens, das Getane anstelle des Tuns« privilegiere. Dem stelle der:die performative (Auto-)Ethnograf:in eine interaktionistische Epistemologie gegenüber, welche Erfahrung und Teilhabe, Engagement und Involviertheit hervorhebt. Dadurch bliebe ›Kultur‹ in Bewegung, Strukturen würden zu Prozessen, »[d]ie Betonung liegt auf Wandel, Kontingenz, lokaler Verortung, Bewegung, Improvisation, Kampf, situationsspezifischen Praktiken und Artikulationen – auf der Aufführung von Kon/Texten« (ebd.).

3.3. Zusammenfassung: Suche nach Uneindeutigkeiten – ein analytisch wie evokatives Vorgehen

Der Multiperspektivität des Feldes entspricht im besten Fall ein Methodenpluralismus, in dem sich einzelne Techniken ergänzen und auch korrigieren können: hat doch jedes Medium auch seine spezifischen Ausblendungen und Verzerrungspotenziale. (Eisch-Angus/Hamm 2017: 372)

Auf der Suche nach einer Methodologie, die die Kluft zwischen Theorie und Empirie zu schließen vermag und die Theorie gleichzeitig zur Methode *macht*, habe ich die kritische Haltung um eine reflexive Perspektive ergänzt und zunächst die Krise der Repräsentation und die *Writing-Culture*-Debatte in Erinnerung gerufen, sind diese schließlich auch als Reaktion auf postkoloniale Kritik zu lesen. Eine kritische Reflexion der Grenzen der Methode des biografisch-narrativen Interviews und die Hinwendung zu einem dialogisch-performativen Deutungsraum mithilfe einer theaterwissenschaftstheoretischen Perspektive auf Performativität erlauben ein schrittweises Vortasten in die Sphären jenseits methodologischer Kontrolle und beschreiben meine eigene Suche nach einer tragfähigen Methodologie.

Mein Anliegen, das performative Potenzial eines Interviews freizulegen, sehe ich durch eine postkolonial informierte Perspektive analytisch gerahmt sowie durch den Ansatz der *Performative Social Science* methodisch gestützt. In dessen Zentrum steht eine performative Forschungslogik, die immer auch einen politischen Akt darstellt und in einer kreativen Schreibpraxis zum Ausdruck kommen kann. Eine postkolonial informierte Perspektive erfordert eine sensibilisierte Forscher:innenperspektive, die das eigene Mitwirken am Untersuchungsgegenstand selbstkritisch seziert. Die Analyse der dialogischen Ebene offenbart die eigene normative Ontologie, die in das Gespräch hineingetragen wird, und kann so den performativen Aushandlungsprozess und Positionierungszwänge wie auch widerständige Positionierungen transparent machen. Die eigene Spürsamkeit als Resonanzraum offenzulegen und evokativ mitzuverarbeiten ermöglicht es, die inhaltlich-thematische Ebene auszudifferenzieren, indem keine abschließenden Deutungen festgeschrieben, sondern lediglich Angebote gemacht werden. Die eigene Spürsamkeit schreibend zu erfassen, birgt das Potenzial, die Rezipierenden über die analytische Ebene hinaus mitzunehmen. Dadurch wird deutlich, dass sich das Reden *über* das Leben in der aufenthaltsrechtlichen Illegalität nicht auf die bereits in zahlreichen Studien reproduzierten Problematiken und Alltagspraktiken reduzieren lässt, sondern sich neue interpretative Räume eröffnen können. Es ist ein experimenteller Versuch, ein suchendes Vorgehen in meinem empirischen Datenmaterial, welches auch als solches benannt werden muss: kein Statement, sondern eine Suche; keine eindeutige Antwort, sondern immer neue Fragen – Uneindeutigkeiten. Denn auch die Suche, das Unvollständige, das Nicht-Wissen, das Situiertere sind Teil der Methodologie.

Ich begegne dem Ansatz der *Performative Social Science* jedoch nicht unkritisch – so schließe ich mich Geimers Überlegungen an, dass nach Denzins ethisch-moralischem wie politischem Ansatz womöglich auch ein dogmatischer Zwang entstehen könnte, »Beforschte« ungefragt überhaupt erst zu marginalisieren, indem sie als un-

terstützenswert gelabelt und einem gewissen Druck ausgesetzt werden, eine Veränderung erzeugen zu wollen. Darüber hinaus führt generell die Dauerthematisierung von Ausgegrenzten zu einer Schiefelage, die es ermöglicht, dass Eliten und Machtzentren zu ihren eigenen Gunsten aus dem Blick geraten (vgl. Geimer 2011: 310; weiterführend: Nader 1972). Hier knüpft wiederum eine kritische Migrationsforschung an, die mit ihrer Forderung, die Perspektive der Migration einzunehmen (vgl. Kapitel III. 1.1), auf eben jenes komplexe Zusammenspiel von restriktiven Grenzpolitiken und immerwährender Eigenwilligkeit von Migrationspraktiken hinauswill. Illegalisierung unterliegt unterschiedlichen Konstruktionsmechanismen und die Perspektive der Menschen ohne Aufenthaltsstatus wiederzugeben bedeutet, sie in der dialogischen Aushandlung mit mir als Gesprächspartnerin auf der Folie politischer Erwünschtheit und normativer Ordnungen als ein Reden *darüber* im gesellschaftlichen Raum zu lesen, denn das Sprechen und Positionieren ist selbst wiederum in machstrukturelle Diskurse eingebettet. Andererseits muss auch klar benannt werden, dass das Einnehmen einer postkolonial informierten Perspektive nicht darüber hinwegtäuschen darf, der Imagination einer gleichberechtigten Forschung auf Augenhöhe, welche machstrukturelle Ebenen destabilisiert, selbstgerecht zu erliegen, denn es ist immer noch die Forscherin, die entscheidet, welche Fragen an die Forschung herangetragen werden, welche Daten wichtig sind, welche Theorie diese stützt und was schlussendlich geschrieben wird (vgl. Alonso Bejarano et al. 2019: 28f.). Der methodologische Boden mag brüchig wirken, vielleicht ist dies notwendig, um eben jenen gemeinsamen Raum des Gesprächs, welcher von Machtdivergenzen, gesellschaftsdiskursiven Linien und interpersonellen Feinheiten durchzogen ist, darzulegen und in diesem analytische wie kreative Zwischenräume der Deutung freizulegen und zum Schwingen zu bringen.

In ihrem bereits 1996 herausgebrachten Sammelband *Composing Ethnography. Alternative Forms of Qualitative Writing* formulieren Carolyn Ellis und Arthur Bochner in einer dialogisch-reflexiven Einleitung Gedanken über das Wesen qualitativer Forschung. Der abschließende Dialog kann als Zusammenfassung meiner methodologischen Reflexion gedacht werden.

Carolyn: But when you say words like *invent* or *construct*, orthodox social scientists get very upset.

Art: Yes, they think we're giving license to turn serious, systematic inquiry into frivolous relativism where anything goes; that we've lost all respect for facts.

Carolyn: I've never been happy about these polarities. Why I can't be committed to careful, systematic research and still admit that the scientist cannot see with a naked eye?

Art: I think there is a fear that we cannot trust ourselves. Science has given us a lot of comfort. It is comforting to believe there is truth to be found and criteria that do not depend on our utterances or modes of inscription. [...]

Carolyn: And that scares people who were educated to treat human subjectivity as a threat to rationality and to believe that differences of opinion could be arbitrated by objective criteria beyond dispute. They were taught that objective truth has to be given priority over emotion and opinion.

Art: But that's what is important and liberating about the so-called crisis of represen-

tation. It allows a more sober understanding of words like *truth, knowledge and reality*. [...] We no longer have to see social science as a culture that is distinct from literature – you know, either you write literature or you write scientific reports.

Carolyn: [...] The idea of blurring genres of inquiry may help obscure the boundaries between science and literature, but it doesn't obliterate the responsibility to try to be faithful to our experiences in the field. [...] We ought to treat our ethnographies as *partial, situated* and *selective* productions, but this should not be seen as license to exclude details that don't fit the story we want to tell. (Bochner/Ellis 1996: 20f., eigene Herv.)

4. Ein Feld (welches keines ist) und Darstellung der Ergebnisse (ohne abschließende Deutung)

Café104 heißt eine Beratungsstelle in München, ein kleiner Raum mit zwei Sofas, ein paar Pflanzen, einem Tisch. Eine bunte Zeichnung hängt an der Wand: »Kein Mensch ist illegal« steht dort in wackeligen Kinderbuchstaben. Es ist eine Nichtregierungsorganisation (NGO), die sich auf die Beratung für Menschen mit ungesichertem beziehungsweise ohne Aufenthaltsstatus fokussiert.³² Die vor über 20 Jahren gegründete Einrichtung ist damit bundesweit einzigartig, da es sonst keine oder kaum Anlaufstellen gibt, die sich ausschließlich der Probleme von Menschen annehmen, die keinen Aufenthaltsstatus besitzen. Die Arbeit besteht darin, Menschen vor der Illegalisierung zu bewahren oder ihnen zu helfen, wieder einen Status zu erlangen. Dies impliziert in einigen Fällen jedoch auch, eine legale Ausreise zu erwirken, falls dies von Klient:innen gewünscht ist. Neben der Beratung gehört die Begleitung zu Behörden, insbesondere der Ausländerbehörde, zum alltäglichen Geschäft. Ich habe von 2016 bis 2018 für die NGO gearbeitet und meine Erfahrungen in Beratungssitzungen oder bei begleiteten Behördengängen protokolliert. Über meine beratende Tätigkeit habe ich auch den Großteil meiner Gesprächspartner:innen gefunden, die mit mir über ihre biografischen Stationen, insbesondere im Hinblick auf ihre Erfahrungen ohne Aufenthaltsstatus, gesprochen haben. Den spezifischen Umgang mit meinem Datenmaterial sowie dessen Ergebnisrepräsentation werde ich im Folgenden diskutieren und unter forschungsethischen Gesichtspunkten reflektieren.

4.1. Forschungsethische Reflexion über Zugang und Rahmung des Datenmaterials

Sicherlich schafft die Arbeit bei der Beratungsstelle sowie die individuelle Betreuung einer Vielzahl von Klient:innen neben den Interviews eine dichte empirische Datengrundlage. Dazu gehören nicht nur die Beratungssitzungen in der Anlaufstelle, sondern auch die Begleitung zu Behörden sowie mitunter intime Einblicke. So habe ich beispielsweise Schwangere bei Vorsorgeuntersuchungen in einer Frauenklinik begleitet oder einer Familie direkt nach der Entbindung beim Ausfüllen der Unterlagen für

32 Das Beratungsangebot ist online verfügbar unter www.cafe104.de, zuletzt geprüft am 25.05.2020.